

Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern – 10/98

Landesrabbiner Dr. Walter Homolka, Niedersachsen
»Erinnern aber ist das Geheimnis der Versöhnung«

Gedanken zum 60. Jahrestag der Reichspogromnacht vom 9. November 1938

Für die Jüdinnen und Juden in Deutschland endete spätestens mit dem 9. November 1938 eine Symbiose, die für das jüdische religiöse Denken der Welt große Ausstrahlung besessen hatte. Heute dauert das Bemühen von nicht-jüdischen und jüdischen Deutschen an, die riesige Kluft zu überwinden, die durch unaussprechliches Leid gerissen worden ist. Noch heute können Juden nicht verstehen, warum es überhaupt wieder jüdische Gemeinden in Deutschland geben muss. Doch Deutschland ist ein Landstrich, in dem Juden seit Jahrhunderten zu Hause waren. Für Epochen hatte man Juden eingepfercht in Ghettogassen, bis die Aufklärung sie erlöste und ihre intellektuelle Energie ihnen den Weg in die bürgerliche Gesellschaft des zusammenwachsenden Deutschlands wies. Seit man von Deutschen sprechen konnte, waren Juden dieses Landstrichs Deutsche durch und durch, jedem schwelenden Antijudaismus zum Trotz.

Erst Hitler vernichtete dieses Miteinander und machte aus Juden wieder Entrechtete. Noch darüber hinaus hielten Deutschlands Juden die Treue. So formulierte Richard Willstätter: »Ich weiß, dass Deutschland verrückt geworden ist, aber wenn eine Mutter krank wird, ist das für ihr Kind kein Grund, sie zu verlassen.« Doch mit der »Reichskristallnacht« war es offenbar geworden: Am 9. November 1938 hatten Juden aufgehört, Deutsche zu sein. Es kam die Zeit von bitterer Emigration, Verzweiflung, Hoffnungslosigkeit. Der Tod wurde zum Meister aus Deutschland. Nach dem Krieg avancierte ausgerechnet dieses Land der Täter zum Unterschlupf für viele jüdische Heimatlose aus Osteuropa. Der »Wartesaal Deutschland« nahm all diejenigen auf, die eigentlich in die Ferne strebten: nach Palästina oder Nordamerika als dem »Gelobten Land« in zweierlei Gestalt. Viele gingen, weil sie nicht leben wollten, wo so viele den Tod fanden. Eine kleine Gemeinde blieb zurück und tastete sich - Schritt für Schritt - aus den Trümmern der Vergangenheit. Mit dem deutschen Judentum vor dem Krieg hatte sie nichts zu tun. Und so ging der verspätete Wunsch der nichtjüdischen Umwelt nach Versöhnung und Dialog fast ganz vorbei an diesem »Heiligen Rest« der Überlebenden. Hatten jüdische Denker vor dem Krieg vergeblich das Gespräch mit der christlichen Umwelt angestrebt, war nun niemand mehr geblieben, der noch Auskunft über jüdisch-religiöse Identität hätte geben können. Am allerwenigsten die Juden selbst. Jahrzehnte gingen ins Land, geprägt von einem seltsam künstlichen Dialog, oftmals von Christen mit Christen über das Judentum. Derweilen rangen die Juden um ihre eigene Mitte, abgekapselt und gefangen in dem Leiden des vergangenen Schicksals. Und heute? Sechzig Jahre danach ist die Nacht, in der die Synagogen brannten, auch für Juden schon Geschichte geworden. Wie sonst kann man das Seufzen verstehen, mit dem die Allgemeine Jüdische Wochenzeitung im vergangenen Jahr das Fehlen der jungen Generation bei den Gedenkfeiern zum 9. November vorhersagte und bat, die Rückschau nicht nur denen zu überlassen, die noch Zeugen und Betroffene waren. Nur die Alten -Täter wie Opfer - erinnern sich noch.

WAHRE VERSÖHNUNG BRAUCHT DAS BEKENNTNIS VON SCHULD

Erinnern aber ist das Geheimnis der Versöhnung. Es ist auch ein Erinnern an Jahrhunderte kirchlicher Diffamierung, die den wesentlichen Boden dafür bereitet hat, dass Juden ausgegrenzt, diskriminiert, verfolgt und ermordet wurden, bis zum absoluten Tiefpunkt der Shoa, als »deutsche Christen« zum endgültigen Vernichtungsschlag gegen Juden anhoben. Es misslang.

Heute leben wieder 65 000 Juden hier, die meisten davon ohne Wurzeln. Aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion kamen Menschen mit anderen Erinnerungen, Sorgen und Nöten. Für sie ist ein neu gewordenes Deutschland die Chance des Neubeginns mit anderen, besseren Vorzeichen. Normalität ist das Wort der heraufziehenden Zeit. Und die Pogrome des 9. November sind zur Geschichte gefroren.

Erinnern mag die Voraussetzung für Dialog sein, das Bekenntnis von Schuld ist sicher die Voraussetzung für wahre Versöhnung.

Nach 1945 hat es von evangelischer Seite einige mutige Ansätze gegeben, die Mitschuld an der Verfolgung der Juden durch den Nationalsozialismus öffentlich zu bekennen. Gerade die Evangelische Kirche des Rheinlands hat hier Großes vollbracht, nicht immer mit Beifall des eigenen Lagers. Rom zog 1997 nach: Vor der Jahrtausendwende noch soll das Kapitel jahrhundertalter Judenfeindschaft und theologisch verbrämter Verfemung geschlossen werden.

Auch die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern hat für dieses Jahr eine Erklärung zur Begegnung von Juden und Christen in Aussicht genommen und beendet damit ein Jahr des besonderen Nachdenkens. Aber ein Neuanfang ist erst möglich, wenn sich die Voraussetzungen kirchlicher Lehre grundlegend und dauerhaft wandeln. Wirklicher Austausch beginnt erst mit der Anerkennung, dass der Bund Gottes mit seinem Volk Israel fort dauert. Die Lehren des Paulus trennen Synagoge von Kirche. Schuldbekennnis hin oder her - die religiösen Wurzeln des Judenhasses gründen in den Kerntexten des Neuen Testaments und kirchlicher Tradition und kommen deshalb immer wieder zum Vorschein und Tragen. Ich bin der festen Überzeugung: Toleranz muss letztlich zu voller Anerkennung führen, sonst ist sie Beleidigung.

PROFILIERTE GEISTLICHE WEITE

Und so ist der Respekt vor einem Gegenüber in all seiner Vielfalt eine unerlässliche Voraussetzung für das versöhnte Miteinander. Denn das eine Judentum gibt es ebenso wenig wie das eine Christentum. Wir müssen stattdessen lernen, genauer hinzuschauen und aufeinander einzugehen.

Ich als progressiver Rabbiner kann einen Calvinisten von einem Griechisch-Orthodoxen klar unterscheiden. Und so erwarte ich auch, dass Christen die Unterschiede zwischen progressiven und orthodoxen Juden wahrzunehmen bereit sind. Auch und gerade, wenn sie der geistigen Tradition jüdischen Lebens in Deutschland nachspüren: Nach einer geistigen Grundlegung durch Moses Mendelssohn entstand in Seesen 1812 die erste progressive Synagoge auf deutschem Boden, 1938 war der Großteil der Synagogen Deutschlands reformiert. Kein evangelischer Kirchenfürst kann sich - wie in Bayern geschehen - das Selektionsrecht anmaßen, darüber zu urteilen, wer ein »guter« und wer ein »schlechter« Jude ist. Zu oft möchten Christen ihren nostalgischen Blick auf das Judentum wahren, mit allen Klischees. »Sie sehen ja gar nicht wie ein Rabbiner aus!« bekomme ich manchmal zu hören. Tatsächlich, ich habe keine Schläfenlocken, keinen Bart und trage nicht Kaftan. Vor allem aber beanspruche ich in Deutschland das Recht auf ein Judentum, das nach der Aufklärung lebt und nicht im Ghetto geistiger Enge.

Und schließlich ist der Blick nach vorne nur einer, der auch akzeptiert, dass aus einer christlichen Gesellschaft eine pluralistische geworden ist: Zusammen mit unseren muslimischen Geschwistern und allen, die dazu bereit sind, sollten wir einen gemeinsamen Weg in die Zukunft erschließen.

Die dogmatische Brille abnehmen, ist das Gebot unserer Tage. Und vielleicht sollten wir die kunstfertigen Disputationen beenden und tun, was Bischöfin Maria Jepsen aus Hamburg uns rät: gemeinsam mehr Feste feiern und uns freuen, dass wir - anders als unsere Vorfahren - die wirkliche Chance der Begegnung erst vor uns haben.

Schalom!

Dr. Walter Homolka ist Landesrabbiner des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden von Niedersachsen und Mitglied im Exekutivkomitee der Weltunion für Progressives Judentum, in der 1,5 Millionen Jüdinnen und Juden weltweit vereint sind. Er ist Mitherausgeber des neuen deutsch-hebräischen »Jüdischen Gebetbuches« in zwei Bänden. In zahlreichen Veröffentlichungen spürt er dem Verhältnis von Juden und Christen ebenso nach wie dem jüdischen Denken in einem zeitgenössischen Kontext.